

Von den Dichtern Heidenstam und Strindberg und König Gustav IV. von Schweden (1792-1809), der als Oberst Gustavson in Lenzburg lebte

Autor(en): **Attenhofer, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **29 (1958)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918291>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VON DEN DICHTERN HEIDENSTAM UND STRIND-
BERG UND KÖNIG GUSTAV IV. VON SCHWEDEN
(1792–1809), DER ALS OBERST GUSTAVSON IN LENZBURG
LEBTE

VON ED. ATTENHOFER

Im Neujahrsblatt 1949 sind wir den Spuren Heidenstams und Strindbergs nachgegangen, die beide in unserer Nähe wohnten: jener in Lenzburg (im „Thalgarten“ an der Ammerswilerstraße), und auf Schloß Brunegg, dieser in Othmarsingen. Seither sind wir auf ein paar Briefe aufmerksam gemacht worden, die hier zum erstenmal in deutscher Sprache erscheinen.

Aus den Briefen von Heidenstam an Strindberg

Gersau, 29. November 1885:

Lenzburg, wo wir uns nun niederlassen, ist ein kleiner Ort mit freundlichen, hochgiebligen Häusern und Storchennest auf dem Kirchendach. Die Landschaft ringsumher ist kleinlich und häßlich, aber es gibt doch einen unentbehrlichen, wundervollen kleinen Wald mit einem schwarzen Gewässer. Hier [also am Vierwaldstädtersee] waren die Aussichten doch auf die Dauer zu großartig; da [also in Lenzburg] wird man mit größerer Behaglichkeit sein Feuer und seine Pfeife anzünden können. Kleine Aussichten sind gemütlich. Wir wollen unseren eigenen Haushalt in einem ausgestorbenen Haus haben, das einen hohen eisernen Zaun gegen böse Menschen hat. Von der Lesegesellschaft bekommen wir Zeitungen. Und ich habe außerdem meine Arbeit, mit der ich bis tief in die Nacht beschäftigt bin.

[Die nächsten Briefe stammen schon aus dem „Thalgarten“ in Lenzburg; aber der Inhalt ist größtenteils rein literarisch.]

Lenzburg, 22. April 1886:

Wir sind noch in Lenzburg, übersiedeln aber am 1. Mai in ein naheliegendes Schloß, das im 8. Jahrhundert erbaut wurde und Geßler gehörte. Wir haben das ganze Schloß mit Fenstermalereien, Zechkrügen, Rüstungen und anderen alten Snoilsky-Requisiten für 120 frcs pro Monat gemietet. Die Zimmer sind unordentlich und dürftig; aber der Ausblick ist göttlich. Man sieht alle höheren Schneeberge, vom Mont Blanc bis Schwarzwald; außerdem Wälder und Einsamkeit.

[Snoilsky ist ein um ein Paar Jahrzehnte älterer schwedischer Dichter von patriotischer Gesinnung und minutiös auf die Schilderung von kulturhistorischen Gegenständen bedacht. — In den nächsten Briefen folgt verschiedenes über praktische Angelegenheiten, Einladungen zu Mahlzeiten usw. Heidenstam beobachtet von den Fenstern des Schlosses aus die Bewegungen der Familie Strindberg, die in das Gasthaus [zum Rößli] in Othmarsingen gezogen war.]

29. Mai 1885:

Es gefällt uns gut auf Brunegg. Der Rittersaal hat einerseits durch den Mangel an Öfen und seine zugigen Fenstern etwas Unwirtliches, etwas Südliches, aber andererseits durch das Schweigen und die Einsamkeit etwas Einsiedlerisches, das mir sehr zusagt.

13. August 1886:

[Mehrere Briefe sind voll literarischen Zank. Heidenstam klagt über seine schlechte Gesundheit; dann und wann über den Mietpreis:] „Welch' ein göttlich, wenn nicht tierisch schöner und reiner Morgen heute! Ich fühle mich gesünder schon vom Sitzen am Fenster und Schauen.“

17. August 1886, Brunegg:

Jetzt ist es beinahe zu einsam hier bei den Herbststürmen, die in den Fensterspalten lärmern. Der Hund läßt jede Nacht durchdringendes Gebell hören. Niemand versteht warum. Insgeheim hat man Em. [der Frau] anvertraut, es bedeute, daß jemand im Hause sterben werde. Eines Nachts, als der Hund heulte, wurde kräftig an das Tor des Pächters geklopft. Man fragte, wer da sei. „Ich“, antwortete eine unscharfe, dunkle Stimme; aber als man öffnete, war natürlich niemand da. Dasselbe Vorkommnis wiederholte sich ein paar Nächte später. — Als das Hausmädchen eines Abends den Berg heraufstieg, wurde sie von springenden Feuerflammen umgeben. Nach all diesem ist es den Leuten schaurig zu Mute. Der Baron-Atheist ist skeptischer. Aber die Stimmung ist unheimlich. Die Eulen rufen, die Fledermäuse flattern über Treppen und Korridore, wenn Licht angezündet wird.

Als Strindberg 1912 starb, schrieb *Fritz Marti*¹, Feuilletonredaktor der Neuen Zürcher Zeitung, einen kleinen Artikel zur Erinnerung an

¹ Fritz Marti (1866—1914) war der Sproß einer Handwerkerfamilie aus Othmarsingen. Er durchlief die Schulen seines Heimatdorfes, dann die Bezirksschule Lenzburg, erwarb sich das Lehrerpapent in Wettingen und bestand an der Universität Zürich das Sekundarlehrerexamen. Marti entschloß sich, freier Schriftsteller zu werden. Mit Erfolg versuchte er sich als Kritiker und Essayist. Als Redaktor stand er der 1897 gegründeten illustrierten Zeitschrift „Am häuslichen Herd“ vor und

eine Begegnung, die er als junger Mensch mit Strindberg hatte. Da im Feuilleton auch von Heidenstam die Rede ist, wollen wir es hier bekannt geben:

Eine Erinnerung an Strindberg

Es war um die Mitte der achtziger Jahre. In meinem Heimatdort beschäftigte ein hoher, hagerer Fremder mit einem bedeutenden, von einer struppigen Mähne umwallten Kopfe, an dem sogleich die hohe Stirne auffiel, die Neugier der Bewohner einige Sommerwochen hindurch, umsomehr, als seine Begleiterin eine schlanke, stets weiß gekleidete Dame von hoher Schönheit war. Das fremde Paar wohnte in dem einzigen Gasthof des Dorfes. Nicht selten erklang aus den offenen Fenstern leidenschaftlich hinreißender Gesang einer schönen, künstlerisch geschulten weiblichen Stimme auf die Dorfgasen. Mit den Dorfbewohnern pflegten die Fremden, die sich in einer unbekanntenen Sprache miteinander unterhielten, keinen Verkehr. An einem Jugendfeste jedoch erschien das Paar am Abend unter der Gesellschaft und bezeigte Interesse an der ländlich-schlichten Lustbarkeit, bei der Vorträge des Gesangsvereins mit dem Tanzvergnügen abwechselten. Ob zufällig oder nicht, ich wurde Tischnachbar des Fremden, der sich mir als August Strindberg vorstellte und sich mit mir in eine längere Unterhaltung einließ. Ich hatte den Namen Strindbergs kaum einigemal in Zeitungen gelesen, aber schon sein Beruf und nicht weniger seine schöne Gefährtin genügten, ihm mein lebhaftes Interesse zu sichern. Unerschöpflich waren seine Fragen über unsere Verhältnisse und politischen Einrichtungen und ich ließ meiner jugendlichen patriotischen Begeisterung freien Lauf. Meiner schüchtern vorgetragenen Bitte, sie möchte die Gesellschaft mit ihrer Kunst erfreuen, entsprach Frau Strindberg sofort und in die ländliche Fröhlichkeit erklangen mit ihren prachtvollen Gesängen hinreißende Töne aus einer fremden Welt, einer Welt voller Leidenschaft und Tragik. Als ich aber tags darauf vernahm, die schöne Frau sei in der Nacht in schwere Krankheit gefallen, brachte ich diesen Ausgang mit dem leidenschaftlichen Gesang in Zusammenhang und machte mir über meinen Wunsch bittere Vorwürfe.

Manchen schönen Sommernachmittag verbrachte Strindberg auf der Terrasse des Gasthofes in lebhafter Unterhaltung mit einem Gaste, der vom Schlosse Brunegg herübergekommen war. Die beiden Her-

1899 übernahm er die Feuilletonredaktion der Neuen Zürcher Zeitung. Von Martis schriftstellerischen Werken seien erwähnt: Vorspiel des Lebens (Roman), Dula-Biographie und die Schule der Leidenschaft (Roman).

ren debattierten so hitzig und laut, daß der Lärm weithin tönte und man einen Streit zwischen beiden hätte vermuten können. Der andere war Werner van Heidenstam, heute neben Strindberg der bedeutendste Dichter Schwedens und das Haupt der nordischen idealistischen Schule. In seinem entzückenden Buche „Landschaften und Menschen“ hat Heidenstam dem bei seinem Schweizer Aufenthalt gewonnenen tiefen Verständnis und den großen Sympathien für unser Land herzlichen und literarisch bedeutenden Ausdruck verliehen.

Man kann sich die Überraschung vorstellen, die ich einige Jahre später erfuhr, als ich Strindbergs „Beichte eines Thoren“ las und darin nicht bloß die Geschichte des Ehebruchs fand, dem er die von mir angeschwärmte schöne Frau verdankte, sondern außerdem die Entdeckung machte, daß das pikanteste und berüchtigtste Kapitel in meinem idyllisch-harmlosen Dorfe spielte. — Der Dämon der Verneinung und Zerstörung, der in der Folge parallel dem Wachstum von Strindbergs Ruhm ebenfalls stetige Fortschritte machte, muß schon bei seinem Aufenthalt in dem Schweizer Dorfe in dem unglücklichen Dichter geschlummert haben.“

König Gustav IV. Adolf (1792—1809) mußte Schweden verlassen und kam in die Schweiz

Nachdem Napoleon Hamburg, Bremen und Lübeck dem französischen Reiche hinzugefügt hatte, so reichte es nun bis zur Küste der Ostsee. Noch blieben die skandinavischen Staaten. Als die englische Flotte 1807 Kopenhagen in Grund und Boden schoß, schuf es sich in Dänemark einen unversöhnlichen Feind. Es trieb so den König für immer auf die Seite Frankreichs. Norwegen gehörte damals noch zu Dänemark, und somit verschloß sich den Engländern immerhin ein weites Gebiet. Das Vorhalten Schwedens war daher Napoleon gegenüber um so feindlicher. Durch den Frieden von Tilsit (1807) erhielt Rußland freie Hand, den Schweden Finnland abzugeben, was auch durch den Zaren Alexander geschah.

Schon seit dem Ausbruch der französischen Revolution war König Gustav IV. ein Todfeind der Franzosen. Er verlor an sie Schwedisch-Pommern und Rügen. Gustav weigerte sich auch, die Kontinentalsperre Napoleons gegen die Engländer zu unterstützen und ihnen die Ostseehäfen zu sperren. Durch sein Verhalten verwickelte er Schweden wieder in einen Krieg mit Rußland und Dänemark. So untergrub er das Vertrauen seines Landes. Als auch der Mißerfolg seiner Außenpolitik offenbar ward, erhob sich das schwedische Volk, stieß ihn vom Thron und vertrieb ihn aus der Heimat.

Nach seiner Einreise in die Schweiz nahm der abgesetzte König

als Oberst Gustavson in Basel Wohnsitz, in der St. Johannvorstadt 72.²

... Was seine Wohnung anbelangte, ließ er wirklich Bescheidenheit walten; er wünschte drei hübsche Zimmer und ein Gasthaus in der Nähe. Sonst hat er aber doch manche Ansprüche gestellt, die ein bürgerliches Gemeinwesen ihm nicht erfüllen konnte. In der St. Johannvorstadt hatte es schon damals genügend Gasthäuser, aber es hatte auch ganz in der Nähe des ex-königlichen Hauses das sogenannte Entenloch, eine Ausbuchtung des Rheins, die fleißig zum Baden benützt wurde. Den königlichen Nerven war der Badelärm äußerst zuwider, das geht sehr deutlich aus einem Brief an den Antistes Falkeisen hervor:

„Die Calvinischen Kinder in dieser Vorstadt haben eine Art zum Schreien, welche weit übertrifft die deutschen Luterischen und Katholischen Kinder. In der Schöne Sommerzeit ist in dieser Behausung gar keine Ruhe mehr zu hoffen; die Kinder gehen da vom Morgen bis Abend ins Wasser und benüttsen diesen Vergnügen mit einem unaufhorlichen Schreien. Die Erwaxenen Menschen von dem Männlichen Geschlägt folgen diesem Beispiel.“

Auch sonst erlebte er in Basel nicht viel Freude. Er überquerte den Münsterplatz, als die Schüler des Gymnasiums sich mit „Ballefulzi“ vergnügten; ein Ball traf seine Wange. Es war nicht absichtlich geschehen, und der Missetäter berichtet in seinen Erinnerungen, er sei vom Rektor zur Satisfaktion zu zwölf Streichen auf den Pödex verurteilt worden, nach dem schönen Basler Spruch:

„Nominativ: Leg Di	Akkusativ: mach Di lang
Genitiv: streck Di	Vocativ: o weh, o weh,
Dativ: uff der Bank	Ablativ: es isch scho gscheh.“

Aber (der Basler Bürger) Oberst Gustavson (cidevant König von Schweden) grollte, allerdings nicht nur deswegen; ein tätiges Eingreifen und Teilnehmen am Geschick seiner neuen Heimat war ihm verwehrt, er kam sich als ein nutzloser Bürger vor. So verzichtete er auf sein Bürgerrecht und hat die Vorstadt verlassen, wo in der schönen Sommerzeit auf keine Ruhe mehr zu hoffen war...

Über den Aufenthalt des vertriebenen Königs in Lenzburg erzählt uns der schwedische Dichter *Werner von Heidenstam*, und zwar in seinem Reisebuch „*Fran Col di Tenda till Blocksberg*“, das er unmittelbar nach seinem lyrischen Erstlingswerk fertigstellte und im

² Darüber berichten Helen Vischer und Irène Zurkinden in ihrem Buch „Basel“. (Origo Verlag, Zürich.) Der Verlag gestattet uns in freundlicher Weise, diese Episode abzudrucken.

Herbst 1888 veröffentlichte. Jedoch hatte Heidenstam die Skizze über Oberst Gustavson schon am 11. Mai 1887 in einer Stockholmer Zeitung (*Nya Dagligt Allehanda*) erscheinen lassen.³ Wir müssen bei der Lektüre allerdings manch dichterische Lizenz in Kauf nehmen.

Eine Familienerinnerung

Einen Winter verbrachte ich in Lenzburg im Aargau. Die altmodische, selten besuchte Stadt, deren hochgieblige Häuser der Kirchturm mit seinem Strochnest überragte, bot keine Zerstreungen, und ich suchte auch keine, denn meine Zeit war ausgefüllt. Meine Nachbarn erstaunte diese Abneigung gegen alle Vergnügen, und sie machten sich über mich lustig. Und vielleicht hatten sie recht. Es ist ein großer Leichtsinn, sich einen Tag lang so zu vergnügen, daß man hernach acht Tage krank liegt, aber es ist ein noch größerer Leichtsinn, sich überhaupt nicht zu vergnügen. Doch es gibt Zeiten im Leben, wo die mürrische Stille der Einsamkeit zur Erquickung wird.

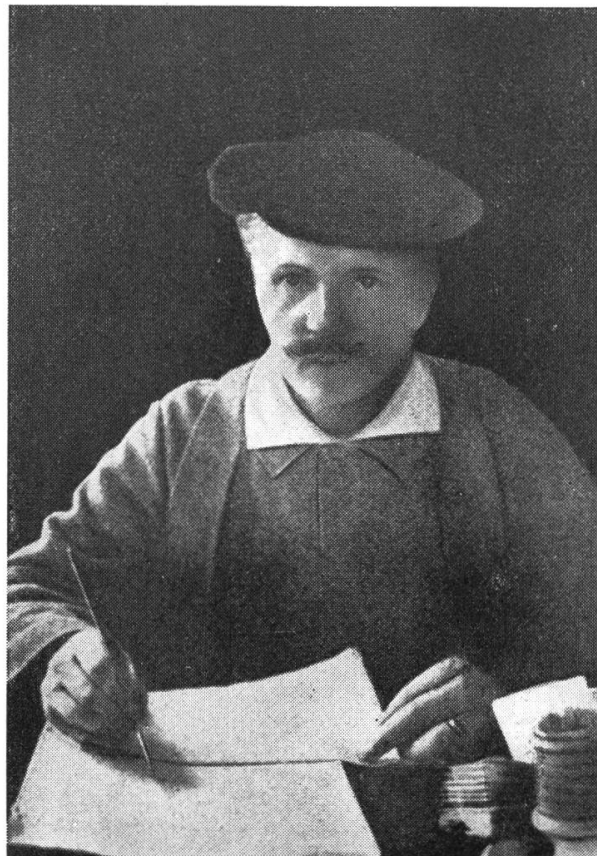
Ich nahm die Gewohnheit an, gegen Abend die Bücher wegzulegen, meine lange Pfeife auszuklopfen und eine große Mütze aus Bärenfell aufzusetzen, und dann ging's ohne Rücksicht auf Wind und Wetter hinaus in den Schnee. Gewöhnlich begann ich meinen Spaziergang einem wenig tiefen Bach entlang, der dicht am Rande der Stadt vorbeifloß. Er war ziemlich rasch und deshalb selten gefroren, und sein unaufhörliches Rieseln und Rauschen erfüllte die ganze Landschaft mit Melancholie. Auf der anderen Seite lag ein großes Haus, das durch eine schloßartige Freitreppe und die alten Obstbäume und Linden im Garten auffiel. Das Haus schien aus dem Ende des vergangenen Jahrhunderts zu stammen und war an allen vier Ecken mit jenen in Sandstein gehauenen Blumengefäßen geschmückt, die damals in dieser Gegend zu einem wohlhabenden Bürgerhaus gehörten.

Am späten Nachmittag, wenn ich dort vorbeiging, glühten gewöhnlich die hundert kleinen Fensterscheiben im Sonnenuntergang, wie wenn die Zimmer voller Lichter gewesen wären. Darum herum erstreckten sich hügelige Weinberge, wo die Kelter längst verstummt war und tiefer Schnee lag, der durch die vielen gelben und roten Blätter, die der Wind von den Buchenwäldern auf den Hügeln hergetragen hatte, das Aussehen von geädertem Marmor annahm. Das alte Haus beschäftigte mich oft in Gedanken, und Phantasie und Zufall machten mich bald mit den Namen von jetzigen wie früheren Bewohnern bekannt. Einer der letzten war Oberst Gustavson.

³ Obige Notiz, die Vermittlung der Briefe von Heidenstam an Strindberg und die Übersetzung der „Familienerinnerung“ verdanke ich der Freundlichkeit des Heidenstam- und Strindbergforschers Docent Dr. Staffan Björck, Stockholm.



Werner von Heidenstam
1885



August Strindberg
1885

Es war, so wird erzählt, ums Jahr 1820, als an einem Samstag-nachmittag Oberst Gustavson ganz allein in einem staubigen Wagen in Lenzburg anlangte. Wahrscheinlich war es kurz nachdem er, der einst so monarchische Monarch, im republikanischen Basel Bürgerrecht begehrt und erhalten hatte und nach der Sitte der Zeit in eine Zunft eingetreten war. Das alte Haus auf der anderen Seite des Baches, damals das stattlichste in der ganzen Gegend, bewohnte zu der Zeit der vermögliche Stadtammann H-I (Hünerwadel, † 1820). Dieser hochangesehene Herr war ein sehr gastfreundlicher und wohlgesinnter Mann. Sein Talent zu porträtieren, mit ein paar raschen Strichen ein Gesicht festzuhalten, ist aus einer Bleistiftskizze von Oberst Gustavson ersichtlich, die, auf ein Pergamentformular gezeichnet, heute noch auf einem Gestell in einem der zahlreichen alten Wandschränke aufbewahrt wird.

Allmählich versuchte ich nähere Auskünfte über den Besuch des ungewöhnlichen Emigranten zu erhalten, und ich sah, daß ich in der elften Stunde gekommen war; wollte ich noch etwas erfahren, so durfte ich nicht säumen. Der alte Stadtammann ruhte seit mehr als sechzig Jahren unter seinem Grabstein, auf dem man kaum mehr die Buchstaben erkennen konnte. Diejenige Tochter, die in ihrer frühen Kindheit öfters auf Oberst Gustavsons Knien gesessen und sein besonderes Wohlwollen genossen hatte, war seit vierzehn Tagen tot. Ihre jüngere Schwester, die noch am Leben war und nach aller Überzeugung viel von dem, was ich erfahren wollte, zu erzählen wüßte, war kürzlich vom Schlag getroffen worden und konnte sich weder mündlich noch schriftlich äußern. Der Bruder, ein unfähiger, altersschwacher Greis, war der einzige, der noch einige Auskünfte geben konnte, bevor das an und für sich belanglose Ereignis für immer in Vergessenheit sank.

Ich kam, um einen Akt in einem kleinen unbekanntem Schauspiel, über den ich berichten wollte, mitanzusehen, aber ich kam zu spät. Der Vorhang war schon im Begriffe, niederzugehen, und ich konnte eben noch einen Blick von den Kulissen und einigen Mitspielern erhaschen.

Der alte Mann wohnte in einer der ältern engen Straßen. Eine dunkle, schmale Treppe führte in sein Zimmer. Wenn man an die Tür pochte, so öffnete er nicht, denn er war taub. Das Zimmer selbst war eng und niedrig. Das verblaßte Sofa, der große vierfüßige blaue Kachelofen und das Bett ließen für ihn selbst fast keinen Platz übrig, geschweige denn für Besucher. Bei jeder Bewegung stieß man irgendwo an. Versob man den Stuhl, so stieß dieser an das Sofa, das Sofa ans Bett, und dieses schließlich stieß mit kläglichem Knarren gegen die weißgemalte getäferte Wand. Eine schöne alte Rokoko-

uhr, deren hastiges Ticken das stille dumpfe Zimmer erfüllte, war das einzige, das an den Wohlstand erinnerte, den die Familie einst besessen, nun aber verloren hatte.

Der gutwillige alte Mann legte immer wieder die Hand ans Ohr, um besser hören zu können. Sein Gedächtnis war sehr geschwächt; alle Jahreszahlen und Namen waren vergessen, und nur nach langem Suchen und Hervorholen bedeutungsloser Geschichten aus seiner Jugend gelang es ihm, vereinzelte Erinnerungen an Oberst Gustavsons Besuch hervorzuklauben. Aber das Sprechen ermüdete ihn, und seine erschöpften Gedanken konnten die undeutlichen Bilder, die auftauchen wollten, nicht mehr unterscheiden und beschreiben. Der Vorhang senkte sich völlig.

Viel erfuhr ich also nicht von Oberst Gustavson. Damals, als der Wagen vor dem alten Haus am Bach angehalten hatte, war eine alte Frau mit aufgekrempeelten Ärmeln, das Taschentuch um die Haare gebunden, damit beschäftigt gewesen, die Steintreppe zu fegen. Es war, wie ich schon erzählte, an einem Samstag, und an einem Samstag putzt und fegt die ganze reinliche Alpenrepublik von Sonnenaufgang bis -untergang. Die müde Frau, die während des ganzen Tages keinen freien Augenblick gehabt hatte, war sehr schlecht zu sprechen. Oberst Gustavson kam hinter ihrem Rücken die Treppe herauf und wünschte in vielleicht etwas schroffem Ton, den Stadtammann zu sprechen. Die Frau, mürrisch und ohne sich umzudrehen, antwortete, er sei nicht zuhause.

Oberst Gustavson fragte nun in noch schrofferem Ton, ob nicht wenigstens die Frau Stadtammann zu treffen sei. Das Weib tat noch ein paar Striche mit der Fegbürste, wandte sich schließlich ärgerlich um und betrachtete den unbekanntenen Gast. Schließlich schlug sie den Stil der Fegbürste gegen die Steintreppe, wie ein Zeremonienmeister seinen Stab, und forderte Oberst Gustavson mit barschen, ungnädigen Worten auf, einzutreten und zu warten.

Die Wartezeit wurde lang. Zehn Minuten oder eine Viertelstunde ging er ungeduldig auf und ab, vor dem schmalen Spiegel, der sich heute noch zwischen den beiden Fenstern befindet. Der Spiegel hat uns sein Bild nicht bewahrt, aber wir kennen es einigermaßen von den vielen Beschreibungen seines Äußern aus der Zeit des Exils, als er oft zu Fuß ging und in Wirtshäusern zusammen mit Wanderern und Handelsreisenden speiste, die sich über ihn lustig machten, ohne zu ahnen, von welcher schwindelnden Höhe er hatte stürzen müssen, bevor er ihr Tischgenosse wurde. Wir können deutlich seinen dunkelbraunen, bis ans Kinn zugeknöpften und recht fadenscheinigen Rock sehen, das schwarzseidene Halstuch, den runden Filzhut und die dunkelgrauen Beinkleider, und seine Hände, die nie Handschuhe trugen,

aber einst vor dem Altar in der Stockholmer Storkyrka das Szepter entgegengenommen hatten.

Es wurde schon dunkel, und immer noch ging er auf und ab. Schließlich blieb er ungeduldig stehen und hatte schon die Hand am Türgriff, als im gleichen Augenblick die Tür sich öffnete und die Hausherrin vor ihm auf der Schwelle stand. Sie trug über der Stirne gescheiteltes Haar, eine weiße Mütze und eine große goldene Brosche. Oberst Gustavson, den ihr Mann schon kannte und vielleicht eingeladen hatte, grüßte und sagte:

„Ich bin Oberst Gustavson und bitte um Gastfreundschaft!“

Doch als er ihr die Hand reichte, merkte er, daß sie niemand anders, als — die Frau auf der Treppe war! Den einfachen Landessitten gemäß, hatte die reiche Stadtammansfrau selbst ihre Treppe gefegt. Als sie nun Besuch bekam, hatte sie sich nach des Tages Arbeit umgezogen, gewaschen, frisiert und trat nun mit den Attributen und der Würde einer Gastgeberin herein. Diese Einfachheit der Sitten rührte Gustavson zutiefst, und von nun an trat er in ein herzliches Verhältnis zu der Familie und blieb lange ihr Gast.

Gegenstand seiner besonderen Zuneigung wurden die kleinen Kinder — die kleinen Kinder, welche nun tot oder gebrechliche Siebzigjährige sind. Manchmal beteiligte er sich sogar an ihren Spielen. Aber einmal, als eines gar zu eigensinnig an seinem Rockschoß zerrte, gab er ihm eine Ohrfeige.

Oberst Gustavson war von verschlossener und zurückhaltender Art, nur wenn das Gespräch auf die unglückseligen Ereignisse kam, die ihn betroffen hatten, wurde er oft so heftig, daß ihm die Hausherrin „mit Gottes Wort“ antworten mußte. Wenn er sprach, ging er gerne auf und ab, die eine Hand auf den Rücken gelegt. Im übrigen brachte er den größten Teil des Tages auf seinem Zimmer zu und unternahm erst bei Anbruch der Dunkelheit eine Spazierfahrt.

Das Gesinde im Hause fand, er sei gar zu anspruchsvoll. Oh, ihr naiven Schweizer Dienstmädchen, draußen auf dem Lande! Wenn die Hausherrin die Treppe fegt, denkt ihr, so sollte der Gast auch das Bett machen und die Schuhe putzen! Niemand — niemand außer einem Schweizer — konnte weniger anspruchsvoll sein, als es Oberst Gustavson zu jener Zeit war. Es ist ja u. a. Sitte, daß man einem königlichen Gast das beste Zimmer zur Wohnung einräumt. Hier kam das nicht in Frage! Die republikanische Kleinstadtfamilie kümmerte sich nicht um solche Bräuche. Oberst Gustavson bewohnte nur ein kleines Gastzimmer, und sein Bett war schmal und aus rohem einfachem Holz.

In unserem Jahrhundert ist wohl kein anderer abgedankter Regent so vollständig zur unauffälligen Privatperson herabgesunken wie

Oberst Gustavson. Als er nach längerer Zeit Lenzburg verließ, blieb dies so unbemerkt wie seine Ankunft, und einige Häuser weiter weg wußte man wenig oder nichts von ihm und seinem Besuch. In St. Gallen, wo er an einem ärmlichen Stehpult aus Tannenholz „La journée du 13 mars 1809“ niederschrieb und im Wirthaus „Zum weißen Rößli“ schließlich den Geist aufgab, habe ich jedoch unter älteren Leuten mehrere getroffen, die sich an ihn und an sein Begräbnis erinnern konnten. Besonders erzählen sie von einem ungewöhnlichen Nordlicht, das über den von Fackeln rötlich erhellten Häusern aufleuchtete, als sein Leichnam um Mitternacht in der Sakristei der St. Magnuskirche beigesetzt wurde.

Aber in dem alten Haus am Bach in Lenzburg bewahrte man noch lange nach Oberst Gustavsons Tode das einfache Gastbett, in dem er gelegen hatte. Der alte Stadtammann war gestorben, schwere ökonomische Sorgen kamen über die Familie, und die bekümmerte Witwe, sie, die damals die Treppe fegte, als sich Oberst Gustavson anmeldete, pflegte oft auf das einfache, unbemalte Bett zu deuten und zu sagen: „Seht ihr, wenn ein Mann, der in verschwenderischem Überfluß aufgewachsen ist, in jenem einfachen Möbel so gut schlafen konnte, so werden wir auch unser Unglück mit Geduld tragen müssen!“

Auf diese Weise wurde das unansehnliche Bett eine Reliquie, die der ganzen Familie einen moralischen Halt bot, eine Art Symbol für die Geduld. Als die Witwe starb, übernahmen es Kinder und Enkel. Die wachsenden Ansprüche späterer Zeiten machten das Bett bald auch für das Gastzimmer unbrauchbar. Wo man es hinstellte, war es im Weg. Schließlich legte man das Möbel zusammen und stellte es auf den Estrich. Aber oft, wenn die Familie bei den Widerwärtigkeiten, die sie weiterhin verfolgten, sich an die Ermahnungen der stoischen alten Frau erinnerte, kam das Gespräch auf das alte Bett, und man zog es wieder hervor und betrachtete es. Es grämte sie, daß es früher oder später bei einem Todesfall zusammen mit anderem Gerümpel für einen Spottpreis verschleudert werden sollte. Als jedoch die Zeit kam, da sich der jetzige schwedische Hof durch Heirat mit dem badischen liieren wollte und die Zeitungen voll waren von Nachrichten über Oberst Gustavson und seine Nachkommen, verfiel die Familie des alten Stadtammanns auf eine ungewöhnliche Idee. Sie schickten das alte Bett kurzerhand als Geschenk an den Hof in Karlsruhe. Ob es dann dort auf dem Estrich, im Museum oder im Feuer gelandet ist, das muß ein gelehrterer Mann herausfinden.

Das letzte Mal, als ich das alte Haus am Bach unten besuchte, war es, wie gewöhnlich, bei Einbruch der Dämmerung. Die grauhaarige Hausherrin, die mit einem Glied der Familie verheiratet gewesen aber schon in jungen Jahren Witwe geworden war, ließ mich

eine Weile allein, um nach Landessitte selbst einzukaufen, was sie servieren wollte. Das große, längliche, altmodische Empfangszimmer war noch so gut wie unverändert. Der vierfüßige, mit farbenfreudigen Blumen bemalte Kachelofen strahlte Wärme aus. Die dunkelfarbenen Türen hatten große Beschläge und Schlösser aus blankpoliertem Messing. Den Wänden entlang standen steife, rechtwinklige Möbelstücke im Stil des Ersten Kaiserreichs. An der Längswand befand sich eines jener unförmig langen Sofas, die für Jesu Apostel geschaffen schien; denn es haben nicht weniger als zwölf Mann darauf Platz. Die Wände der Nebenzimmer waren mit rötlich gebeiztem Kirschbaumholz verkleidet.

Die untergehende Sonne schien durch die vielen kleinen holzrahmten Scheiben und zeichnete auf den Wänden die unruhigen Zweige der kahlen Lindenbäume ab. Es sah aus, wie wenn die Wände ständig mit Buchstaben und Worten beschrieben würden, um gleich wieder ausgelöscht und von neuen ersetzt zu werden.

In gleicher Weise werden ständig Worte und Urteile über Personen des öffentlichen Lebens niedergeschrieben, um ausgelöscht und von neuen ersetzt zu werden. Die neuen Urteile über Oberst Gustavson, die vielleicht an Stelle der älteren treten, werden ja auch nicht gerade günstig lauten; aber jedenfalls nicht schärfer als die früheren. Die psychologische Betrachtung unserer Zeit, die zeigt, daß die Persönlichkeit nur ein Produkt von Erziehung, Milieu und ererbten Anlagen ist, wird wohl allmählich die Geschichtsschreiber von der Unart befreien, die Persönlichkeit als ein freistehendes Ganzes zu betrachten und einzelnen die Schuld für die Irrtümer einer ganzen Epoche zuzuschieben. Ein moderner Historiker darf nicht so grobschlüchtig sein, daß er nur in Schwarz und Weiß malt und seinen Bericht in zwei Kolonnen einteilt: die eine voll Halbgötter und die andere voll Missetäter und arme Teufel. Die Psychologie verspricht eine Wissenschaft zu werden, die die Sünden der Welt auf sich nimmt.

Soweit Heidenstam. Etwas Ähnliches wie in Lenzburg hätte Oberst Gustavson damals auch in Basel zustoßen können; denn es hieß von den Baslern, es sei eine Eigenart von ihnen, besser als standesgemäß zu wohnen und sich schlechter als standesgemäß zu kleiden; deshalb komme es leicht vor, daß man die Dame des Hauses mit ihrer Köchin verwechsle.⁴ Item wir wissen, daß sich Oberst Gustavson mit der Familie Hünerwadel anfreundete und sich in Lenzburg recht wohl fühlte. Sicherlich wurde in der Stadt und in der Nachbarschaft herumgesprochen, was für eine Bewandnis es mit Oberst Gustavson habe. Man war auf ihn aufmerksam geworden; sonst hätte der Lehrer

⁴ Aus „Basel“ (Origo Verlag, Zürich.)

J. J. Friedrich in Staufeu (1842) wohl kaum folgende Bemerkung seinem Notizbuch anvertraut: „1821 im Sommer trocknete der entthronte König Gustav Adolf von Schweden in der Küche des Rudolf Rohr, Schneider, beim Feuer seinen Rock, als er mit Herrn H. von Lenzburg einen Spaziergang auf den Staufberg machte und von einem starken Regen überfallen wurde.“

Von der Bleistiftskizze, die Heidenstam erwähnt, ist leider keine Spur aufzufinden.

EINE LIEBESGESCHICHTE

VON MARTHA RINGIER

Es war einmal — nun denkt ihr, ich erzähle ein Märchen, doch da irrt ihr euch gründlich. Es ist eine wahre Geschichte, die sich vor bald hundert Jahren zugetragen hat.

Also es war einmal ein junges Mädchen. Sie hieß mit ihrem zweiten Taufnamen Victoria, nach der damals beliebten englischen Königin. Victoria wohnte mit ihrem Vater und der um ein gutes Jahr ältern Schwester Theodora, das war auch der zweite Taufname des Mädchens, in einem schönen alten Haus. Die ältern Geschwister waren bereits nach allen Seiten ausgeflogen, waren verheiratet, hatten Kinder und waren froh, wenn sie ihre Wildfänge in den Ferien den beiden Schwestern anvertrauen durften.

Da geschah es, daß von auswärts ein junger Mann ins Städtchen kam, um dort eine kaufmännische Lehre durchzumachen. Es war nichts Außergewöhnliches an ihm, und es nahm auch niemand Notiz von dem jungen Stift als seine Pensionsmutter. Er liebte die Natur, fand das Städtchen und seine Umgebung reizend und erging sich am Abend nach den öden Geschäftsstunden in Wald und Feld. Natürlich stieg er auch zu dem stolzen Schloß, wohl dem schönsten unserer Heimat, hinauf. Dort erging er sich unter den Linden der Schanze, blickte hinunter auf das Städtchen oder auch in die Weite nach den Alpen. Er kam auf seinen abendlichen Gängen stets an dem alten Haus vorbei, wo das junge Mädchen wohnte. Zuweilen sah er Victoria hoch aufgerichtet neben dem Vater über die Terrasse schreiten oder im Hof aus den Rabatten und Blumenbeeten einen Strauß pflücken. Wenn der Stift